

Der Osiris-Faktor

Ein SF-Thriller von G. Arentzen
Erschienen bei Romantruhe 04/2008
Paperback, 200 Seiten, 13,95 Euro
ISBN: 978-3937435817

Die Weitergabe der Leseprobe in digitaler und gedruckter Form ist erlaubt, so lange die Leseprobe weder gekürzt noch verändert wird.

© by G. Arentzen 2008

Vorgeschichte

Auszug aus »50 Jahre Kaskade – Das Grauen und das Leben«
Erschienen bei TQH-eBooks, London 07/2330. ISBN: 9-654-2098164-3-0-14
Story 8 – Die Geschichte der Cara Winter. Autorin: Domino LaFey

I

Nicht mehr lange, bis sie mich holen kommen.

Cara Winter starrte auf die Wand der kleinen Zelle. Auf einem Tisch neben dem Bett standen die Reste ihrer letzten Mahlzeit. Burger, Fritten und Pudding aus einem Plastikbecher. Dazu eine Dose Kirsch-Cola, die den Namen nicht einmal verdiente. Sie hatte weder nach Kirschen noch nach Cola geschmeckt.

Natürlich wusste Cara, dass echte Kirschen rar waren und man sie nicht für ein Erfrischungsgetränk verschwendete. Wer es sich leisten konnte, aß sie frisch. Alles andere war in Zeiten, in denen natürliche Produkte nur den Reichen vorbehalten waren, fast schon undenkbar.

Ein schmales Lächeln huschte über das Gesicht der Frau. Es erreichte ihre Augen nicht einmal im Ansatz. Angst fraß sich durch ihre Seele. Nichts anderes war mehr übrig als pure Angst.

Langsam stand sie auf, ging zu dem kleinen Hygienebereich und schaute dort in die Metallfolie, die als Spiegel diente. Glas war in diesem Trakt streng verboten. Die Verurteilten könnten auf die Idee kommen, sich die Pulsadern aufzuschlitzen. Oder die Kehle. Das musste auf jeden Fall verhindert werden. Schließlich wollten die Henker der Anstalt – genau wie die Zuschauer – auf ihre Kosten kommen.

Im grellen Licht der Deckenlampe konnte Cara ihr verschwommenes Gesicht sehen. Das Metall war eben kein guter Ersatz für echtes Glas. Aber auch das war ihr in diesem Moment egal.

Cara sah ihre tief liegenden Augen und die hohlen Wangen. Seit acht Monaten saß sie in dieser Zelle. Drei Mahlzeiten täglich standen ihr zu, doch die bestanden meist aus dünnen Brei, Wasser und Brot, das selbst die Ratten verschmähten, die hin und wieder auf Besuch vorbeikamen.

Inzwischen hatte die 32-jährige knapp zehn Kilo abgenommen, ihre Muskeln waren schlaff und ihre Nase spitz. Sie hatte sich an die Einsamkeit in der Zelle gewöhnt, an die Kamera neben der Tür, die sie Tag und Nacht im Auge behielt, und auch an die Demütigungen der Wärter. Daran, dass sie begafft wurde, sobald sie sich mit den anderen Gefangenen duschte und daran, dass ihr Brei oft ganz aus Versehen verschüttet wurde, sobald sie sich auch nur im Ansatz gegen einen Schließer auflehnte.

All das machte ihr nichts mehr aus.

All das würde an diesem Tag enden.

Sie neigte ihren Kopf zur Seite und schenkte der Kleidung, die sie seit einer Stunde trug, einen kritischen Blick. Sie bestand aus weißem Papier und war so dünn, dass sie kaum etwas verdeckte. Ihre Brüste drückten sich gegen den Stoff, die braunen Höfe schimmerten durch. Sie würde einen reizenden Anblick abgeben, sobald man sie auf den Stuhl schnallte.

Sie trat einen Schritt nach hinten, um sich ganz in der Silberfolie betrachten zu können.

Ihr Unterleib wirkte unnatürlich dick. Nahezu grotesk im Vergleich zu dem abgemagerten Körper. Doch dies lag nicht etwa daran, dass sie schwanger gewesen wäre. Vielmehr trug die Windel auf,

die sie ihr vor etwa zwanzig Minuten angezogen hatten.

Eine Windel. Damit es nicht durch die Kleidung auf den Stuhl geht, wenn sie mich töten. Alles hygienisch einwandfrei.

Cara schürzte die Lippen. Sie zitterte, ihr Herz pochte dreimal so schnell wie normal. *Sterben, dachte sie. Wie mag es sein, wenn es passiert?*

Wie jede andere hier kannte auch sie die Schauergeschichten, die man sich über die Kammer erzählte. Sie wusste, dass die Methode nicht mehr darauf ausgelegt war, möglichst human zu töten. Diese Sitte war bereits kurz nach der vorletzten Jahrhundertwende aufgegeben worden. Seitdem ging es darum, den Delinquenten eine möglichst harte Zeit zu bereiten, ehe sie starben. Abschreckung vor Humanität.

Cara lachte.

Sie sah sich selbst als (noch) lebenden Beweis dafür, dass diese Vorstellung nichts als ein Haufen stinkender Hühnerkacke war. Die Strafen, das viehische Sterben in der Kammer, hatte sie nicht davon abgehalten, elf Menschen zu töten. Manche schnell, andere weniger schnell – immer so, wie man es bei ihr bestellt hatte. Es war ein Job gewesen, ein Beruf. Manche verkauften Brot, andere arbeiteten in einer Bank. Sie hatte eben getötet.

Dabei war Cara nicht besonders sadistisch veranlagt. Es bereitete ihr weder Vergnügen noch sexuelle Lust, Menschen zu töten.

Es bereitete ihr aber auch keine Gewissensbisse.

Aus einem nicht bekannten Grund war Cara ohne das auf die Welt gekommen, was man gemeinhin als *Gewissen* bezeichnete. Sie sah es nicht als Unrecht an, jemandem das Leben zu nehmen. Zumal dieser jemand ohnehin früher oder später gestorben wäre.

Sie *wusste*, dass die Gesellschaft anders darüber dachte und sie verstand auch, warum man sie zum Tode verurteilt hatte. Doch Wissen und Gefühl sind zwei paar Schuhe, und *gespürt* hatte sie nie, dass sie sich falsch verhielt. Nicht, als sie jenem Typen den Schwanz abschnitt, der sie vergewaltigen wollte und auch nicht, als sie ihren ersten Auftrag ausführte.

Kein Gewissen zu haben bedeutete jedoch nicht, keine Angst zu spüren. Anderen den Tod zu bringen war nicht schwer. Ihm selbst in sein hässliches Antlitz zu schauen hingegen schon.

Cara Winter wandte sich ab und schlurfte zu ihrem Bett zurück. Sie wusste nicht, wie viel Zeit ihr noch blieb. Eine Uhr gab es in der Zelle nicht. Ihre Exekution war auf 14 Uhr angesetzt. Dass man ihr bereits die Windel angezogen und bei dieser Gelegenheit auch ein Tampon in den Hintern geschoben hatte (»Damit du dich nicht vollscheißt, wenn du in der Kammer krepierst!«) ließ darauf schließen, dass es nicht mehr lange dauern konnte.

Inzwischen hatte sie sich an das Gefühl von Watte im Anus gewöhnt. Anfangs war sie versucht gewesen, den Pfropfen wieder hinauszupressen. Doch sie hatte gelassen. Es spielte ohnehin keine Rolle und sich in die Windel zu kacken schien ihr keine gute Idee.

Sie nahm den kleinen Löffel und kratzte die Reste des Puddings aus dem Becher. Er schmeckte künstlich und nur entfernt nach Schokolade. *Wir leben in einer faden Zeit, in der es keine natürlichen Aromen mehr gibt*, hatte ein Wissenschaftler schon vor Jahren verkündet. Damals hatten sich einige Unternehmen beeilt, die Vorzüge künstlicher Aromen herauszustellen. In großformatigen Anzeigen warben sie für ihre Produkte. Und auch die Zulieferer beteiligten sich an der Aktion.

Geändert hatte das nichts. Die Aromen blieben fade, die Käufer scherten sich nicht wirklich darum.

Fünfzig Jahre war es nun her, dass die Menschen das All erobert hatten. Viele Planeten waren entdeckt worden, auf denen Menschen leben konnten. Manche mussten ein Terraforming durchlaufen, andere konnten *out of the Box* genutzt werden, wie ein Moderator einst scherzte. Doch

keiner dieser Planeten brachte genug Agrarerzeugnisse hervor, um auch die Erde mit frischem Obst und Gemüse zu versorgen. Obwohl dies eventuell zu bewerkstelligen gewesen wäre, doch der *Wagentreck zu den Sternen* wurde von der Space Mining Corporation finanziert, und die interessierten sich nicht für Äpfel oder Birnen. Sie wollten Dexterium 5 abbauen – fertig.

Cara dachte daran, dass sie den Vorstandsvorsitzenden der SMC in deren Hauptquartier auf dem Mars hatte töten sollen, als man sie verhaftete. Verrat, dessen war sie sich sicher, denn einen Fehler hatte sie sich nicht vorzuwerfen.

Sie legte sich auf das Bett und starrte gegen die Decke. Die Zeit lief und mit jeder Sekunde rückte der Moment ihrer Hinrichtung näher. In den Tagen und Wochen zuvor hatte sie jeden Gedanken an ihre Exekution verdrängt. Dabei fürchtete sie sich nicht einmal vor dem Tod. In ihren Augen gab es ohnehin kein Leben danach, keinen Himmel oder Hölle. Nur das Sterben in der Kammer, das bereitete ihr höllische Angst.

Wie es sein würde, vermochte sie sich nicht vorzustellen. Ihr Unterbewusstsein sperrte sich dagegen. Obwohl ihr der Mechanismus ihres Todes bewusst war. Ritualisiert wie alles lief eine Hinrichtung stets nach dem gleichen Schema ab. Zur Sicherheit, damit der Delinquent auch *wirklich* Angst hatte, wurde ihm außerdem eine Broschüre übergeben, in der jedes grausige Detail seines geplanten Todes aufgeführt wurde. Die Technik, das Giftgas sowie dessen Auswirkungen auf den Körper. Selbst mit Bildern bereits exekutierter Häftlinge konnte die Broschüre aufwarten. Die meisten hatten sich auf den weißen Papier-Anzug gekotzt, Blut war ihnen aus den Augen, der Nase und dem Mund geflossen und ihre Gesichter drückten noch die Qualen ihrer letzten Minuten aus.

Die Behörde gab sich viel Mühe, ihre Delinquenten leiden zu lassen.

Cara dachte noch an den *Ratgeber* – Angstgeber, wie er bei den Gefangenen hieß – als sich Schritte der schmalen Zellentür näherten. Ein Stakkato aus harten Absätzen, fast militärisch.

Ketten rasselten, ehe eine weibliche, unpersönliche Stimme innerhalb der Zelle erklang.

»Gefangene, treten sie an Wand neben der Tür und legen Sie die Arme auf den Rücken. Bewegen Sie sich nicht, bis Sie von unserem Personal dazu aufgefordert werden. Vielen Dank.«

Schlampe, elende. Komm du doch hierher und lass dich zu deiner Hinrichtung bringen. Sie hasste diese Stimme sowie die dazugehörige Wärterin. Eine elende, sadistische Hexe, die sich am Leid anderer ergötzte. Sie war es auch gewesen, die ihr die Watte in den Hintern schob. Brutal, ohne jedes Gefühl. Der Atem der Wärterin hatte sich dabei beschleunigt. Cara fragte sich, ob sie ihr auch gerne etwas in ihre Möse geschoben hätte.

Auszuschließen war es nicht.

Sie trat an die Wand und legte die Hände auf den Rücken, während hinter ihr die Tür geöffnet wurde.

Vier Wärter kamen hinein. Cara sah sie, als sie ihren Kopf leicht drehte. Die Angst in ihr steigerte sich zu purer Panik. Ihre Beine zitterten, als sie die kalten Fesseln spürte, die sich um ihre Hand- und Fußgelenke schlossen.

»Zeit, zu krepieren«, wisperte einer der Wärter. Er schaute Cara an und grinste dabei wölfisch.

Sie werden sich daran erinnern, wie du gegangen bist, rief sie sich in Erinnerung. *Wenn du vor Angst zitterst, bereitet ihnen das pures Vergnügen.* »Ja, das habe ich manchen meiner Opfer auch gesagt«, replizierte sie darum und schaffte es, ein kaltes Lächeln zu produzieren.

Hände zerrten sie herum. »Du wirst deine Taten heute hundertfach bereuen, zischte der Wärter und fixierte sie wütend. »Du wirst dir den Tod herbei sehnen, du kleine Fotze.«

»Mag sein. Aber ich kann nur *einmal* sterben. Das heißt, das zehn Taten ungesühnt bleiben. Vielleicht wollen die Hinterbliebenen lösen, wer sich durch meinen Tod besser fühlen darf?«

Der Wärter schlug zu. Ohne Fesseln wäre es Cara möglich gewesen, den Schlag abzufangen.

Doch so blieb ihr nichts anderes übrig, als ihn einzustecken.

»Macht es Spaß, eine gefesselte Frau zu schlagen?«, fragte sie. Ihre linke Wange glühte, der Schmerz hatte sich bis in ihren Kopf fortgepflanzt. Dennoch unterdrückte sie die Tränen. Das Geplänkel lenkte sie von ihrer Panik ab. Und es verzögerte den Moment ihrer Hinrichtung; wenn auch nur um Sekunden.

»Gehen wir«, erklärte ein anderer Wärter bestimmt. Er stieß Cara in den Rücken und trieb sie so zu der Tür.

Der Flur im Todestrakt war genau 300 Meter lang. So stand es in der Broschüre. Caras Zelle lag etwa in der Mitte, so dass sie knapp 150 Meter zu gehen hatte, ehe sie vor der grün gestrichenen Tür stand.

Am liebsten wäre Cara die Strecke geschlichen, doch die Wärter ließen ihr diese Chance nicht. Sie trieben sie unerbittlich voran auf ihrem letzten Gang.

Die Tür öffnete sich automatisch, kaum dass sie davor standen. Dahinter befand sich ein kleiner Raum, in dem die Kontrolleinheit der Todesmaschine untergebracht waren.

Neben jener, durch die sie gekommen waren, gab es zwei weitere Türen. Eine führte laut Aufschrift zum Zeugenbereich, durch die zweite gelangte man schließlich in die Kammer.

Cara musste sich zusammenreißen, um ihre Angst zu verbergen. *Gib diesen sadistischen Schweinen keinen Grund, um über dich zu spotten. Wenn sie sehen wollen, wie du winselst, dann sollen sie enttäuscht werden.*

Die Hinrichtungskammer bestand aus einem vollständig verspiegelten Kunststoffglas, das sie hermetisch abriegelte. Die Delinquenten vermochten nicht zu sehen, was sich außerhalb der Kammer tat. Die Zuschauer hingegen konnten jedes Zucken, jedes Würgen und Keuchen der Sterbenden beobachten. *Und sich dabei einen runterholen*, wie Cara spöttisch dachte.

Der Stuhl, auf dem die Verurteilten fixiert wurden, stand in der Mitte der Kammer. Er bestand aus Metall und verfügte über vier vollautomatische Fesseln. Die Lehnen und der Sitz wiesen zudem große Löcher auf, damit das Gas den Körper möglichst großflächig umströmen konnte.

»Sind viele Leute gekommen, um mich sterben zu sehen?«, fragte Cara. Ihre Wangenknochen zuckten. Sie starrte den Stuhl an. Langsam ließ sie sich zu ihm führen.

»Ja, der Saal ist voll. Immerhin bist du prominent. Viele wollen dich krepieren sehen.« Wieder sprach jener Wärter, der sie geschlagen hatte.

»Dann wollen wir sie nicht enttäuschen.« Sie gab sich selbstsicher und nahm auf dem Stuhl Platz. Die Fesseln wurden gelöst. Für einen Moment hätte sie sich frei bewegen können. Doch die Wärter drückten ihre Arme auf die Lehnen des Stuhls und ihre Beine gegen dessen Stempel. Sensoren registrierten den Druck und ließen schwere Metallfesseln zuschnappen, die sich eng an die Gelenke pressten.

»Cara Winter, du wurdest von einem ordentlichen Schnellgericht aufgrund deiner Taten zum Tode in der Gaskammer verurteilt. Das Urteil wird nun vollstreckt. Hast du noch etwas zu sagen?«

Es war die selbe kalte Stimme, die sie bereits kannte. Die Wärterin saß in einer Zentrale und überwachte von dort das Geschehen.

»Ja, ich möchte noch etwas sagen.« Sie starrte nach vorne, wo sie die Zuschauer vermutete. Sie hatte gelesen, dass diese in bequemen Stühlen hockten und sogar Getränke gereicht bekamen. »Ich bereue nichts und wenn ich nun sterbe, bringt das eure Angehörigen auch nicht zurück.«

Die Wärter gingen, ohne etwas zu sagen. Cara hörte ihre Schritte verklingen.

Sekunden verstrichen. Ihr Herz pochte gegen ihre Brust. Einem Impuls folgend wollte sie an den Fesseln zerren, unterließ es aber. Sie kannte sie ohnehin nicht lösen. Und selbst wenn – es hätte ihr

nicht geholfen.

Ein Summen erklang. Automatisch verkrampften sich ihre Hände um die Lehnen des Stuhls. Doch es war lediglich die Tür der Kammer, die geschlossen wurde.

»Der Raum ist nun abgedichtet«, erklärte eine metallische Computerstimme. »Die Exekution kann beginnen.«

Atme so tief wie möglich ein, wenn das Gas kommt. Je mehr du von dem Zeug in die Lunge bekommst, umso schneller geht es. Sie kannte die Theorie. Ob sie das Wissen auch in der Praxis umsetzen konnte, wusste sie hingegen nicht. Die meisten Delinquenten hielten ihrem Selbsterhaltungstrieb folgend die Luft an. Das nützte nichts, denn das Gift wurde auch durch die Poren der Haut aufgenommen. Je mehr man sich sträubte, umso länger und qualvoller wurde es.

Noch geschah nichts. Cara hielt die aus dem Boden ragenden Düsen um Auge. Durch sie würde das Gas in den Raum strömen und wie eine weiße Wolke näher kommen. Erst nur wenige Schwaden, dann mehr und mehr.

Aber noch tat sich nichts. Dafür spürte sie plötzlich einen starken Luftzug von der Seite kommen. Er fegte über sie hinweg und drückte ihren Kopf gegen die Schulter. Cara glaubte, Schreie zu hören, war sich aber aufgrund des Brausens, dass der Wind verursachte, nicht sicher. Auch schluckte die Kammer nahezu jedes Geräusch von außerhalb.

Sollte der Raum nicht hermetisch abgeriegelt sein? Was ist denn das für eine Scheiße?

Sie keuchte, da der Wind noch einmal auffrischte. Er riss ihr den Atem von den Lippen und schaffte es sogar, ihre Papierkleidung zu zerreißen.

So plötzlich wie es gekommen war, so plötzlich war es auch vorbei. Cara, die von dem Sturm gegen die Lehne gepresst worden war, richtete sich wieder auf. *OB das eine neue Form der Folter ist?*

Sie verwarf den Gedanken wieder. Gut, in den Sitz gepresst zu werden war schmerzhaft gewesen, doch als *Folter* konnte man das nicht bezeichnen. *Wenn der Wind nicht zu diesem Zirkus hier gehört, dann scheinen die ein Problem zu haben. Denn dann ist die Kammer undicht.* Sie kicherte leise. Sie sah die Zeugen vor sich, die sich in den selben Krämpfen wanden wie sie selbst.

Ihre Nervosität wuchs mit jeder Sekunde. Würden sie das Gas einleiten? Oder musste die Hinrichtung verschoben werden, bis jemand die Kammer überprüft und für sicher erklärt hatte?

Die Ungewissheit zerrte an ihren Nerven. Fahrig öffnete und schloss sie die Hände. Sie drehte den Kopf, versuchte sich bequem hinzusetzen und schnitt den Zuschauern eine Grimasse.

Schweiß lief über ihre Stirn. Einmal aufgrund ihrer Angst, zum anderen wegen der Wärme innerhalb der Kammer. *Worauf warten die? Auch eine Methode, jemanden leiden zu lassen. Elende ...*

»Die Exekution wird nun eingeleitet«, erklang die Computerstimme und riss Cara damit aus ihren Überlegungen. Ohne sich dessen bewusst zu sein, riss die Delinquentin ihren Kopf herum und starrte zu den Düsen in der Erwartung, die weißen Schwaden zu sehen.

Unter ihren Füßen erklang ein lautes Zischen. Unwillkürlich krampften sich ihre Finger um die Lehne, ihre Beine zitterten. Sie konnte hören, wie sich das Geräusch den Düsen näherte und schließlich dort entwich.

Luft trat aus. In ihr schwang das Aroma frischer Zitronen mit. Künstlich, aber täuschend echt. Das Todesgas, so wusste Cara, roch anders. Es stank nach verfaulten Eiern und Mandeln, denn Schwefel und Zyanid waren zwei der zahlreichen Bestandteile des giftigen Nebels.

Was soll das? Verflucht, was machen die mit mir? Noch immer starrte sie auf die Düsen, doch der Nebel kam nicht. Auch die Luft drang nach dem ersten Stoß nicht länger aus den Rohren empor.

»Hey, habt ihr nicht etwas vergessen?«, fragte sie laut; nicht wissend, ob sie jemand hörte. Es sollte spöttisch klingen, aber dies gelang Cara nicht. Es klang ängstlich.

Nichts geschah. Sie erhielt auch keine Antwort.

Sekunden dehnten sich zu Minuten. Der Stuhl wurde ungemütlich. Cara versuchte, eine einigermaßen bequeme Position zu finden. *Hier läuft etwas nicht nach Plan*, dachte sie. *Vielleicht arbeiten sie gerade daran und schicken den Nebel, sobald es geht.*

Der Schweiß hatte inzwischen ihre Papierkleidung durchtränkt. Feuchte Flecken offenbarten ihren Körper dort, wo das Papier nicht zerrissen war.

»Hey, wenn ihr ein Problem habt, dann sagt es mir wenigstens«, rief sie so laut es ging.

Wieder geschah nichts.

Die Zeit verging, ohne dass das Gas aus den Düsen gestiegen wäre. Es kam niemand, um sie zurück in ihre Zelle zu bringen, da die Maschine einen Defekt hatte und keiner erschien, um ihr das Hirn aus dem Kopf zu schießen. *Plan B*, wie sie aus der Broschüre wusste. Offenbar waren Defekte an der Anlage nicht so selten, wenn das Personal einen Plan B in der Schublade hatte. Die Frage war nur, wann einer der Wärter diesen *Plan* umsetzte.

Wie lange Cara gewartet hatte, wusste sie nicht. Die Minuten waren zwischen Hoffen und Bangen vergangen. Noch ein Tag, noch zwei Tage zu leben? Würden sie sie erschießen oder zurück in die Zelle bringen, um sie an einem anderen Tag zu exekutieren? Setzte die Maschine doch noch den Todesnebel frei?

Als ein seltsames Summen laut wurde, gefolgt von einem Rumoren der Leitungen unter ihren Füßen glaubte Cara, dass es nun endlich so weit sei. Doch wieder war es nur Luft, die in die Kammer geblasen wurde. Mehr als zuvor, und noch immer nach Zitrone duftend.

Anders als der Sturm zuvor wurde ihr diese Luft nun direkt ins Gesicht geblasen, während hinter ihr ein saugendes Geräusch erklang. Offenbar wurde in kompletter Austausch vorgenommen.

Ihre Fesseln öffneten sich, die Tür zur Kammer glitt auf.

»Die Verurteilte ist tot und kann gefahrlos aus der Kammer entfernt werden«, erklärte die Computerstimme. »Vielen Dank!«

Ach was. Heißt es nicht, dieser Tod sei qualvoll? Komisch, ich habe gar nichts gespürt und fühle mich zudem sehr lebendig. Cara drehte den Kopf. Sie rechnete damit, dass nun Wachen den Raum betreten, um sie wahlweise zu erschießen, erneut an den Stuhl zu fesseln oder in ihre Zelle zu bringen.

Doch nichts dergleichen geschah. Weder erschien ein Schließer, noch erhielt sie von der Wärterin in der Zentrale Anweisungen. Auch nicht, als sie langsam aufstand und sich ihre schmerzenden Handgelenke rieb. Die Fesseln hatten ziemlich eng gesessen, wie breite, rot-blau unterlaufene Streifen zeigten.

Langsam ging sie durch die Kammer zum Ausgang. *Vielleicht ist es ein Trick und sie erschießen mich, wenn ich die Kammer verlasse.*

Die Tür war selbsttätig zur Seite geglitten. Dahinter, in dem kleinen Zwischenraum, sah sie bereits die erste Leiche. Jener Wärter, der sie geschlagen hatte, lag reglos auf dem Boden, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen. In seiner Hand hielt er eine längliche Patrone, auf der ein Totenkopf abgebildet war. Unterhalb der Kontrollknöpfe für die Todesmaschine befand sich eine Öffnung, in die die Patrone gepasst hätte.

Cara schaute sich um, ohne einen weiteren Wärter zu sehen. Aber sie entdeckte die Waffe im Gürtel des Toten. Rasch bückte sie sich und nahm die Pistole an sich. Es handelte sich dabei um eine GLOCK 2275-PRO Laserpistole. Sie kannte dieses Modell, denn es hatte auch zu ihrer Ausrüstung gehört. Die Brennstoffzelle lieferte reichlich Energie; mehr, als ein Wachmann je in

seinem Leben verbrauchen würde.

Die G-2275-Pro war eine gute Waffe, auf lange Distanzen jedoch nicht zu gebrauchen. Alles jenseits von 250 Metern wurde zu einem Glücksspiel.

Die Tür zum Zeugenbereich öffnete sich, kaum dass Cara vor ihr stand. Mit einem leisen Zischen glitt sie zur Seite.

Das darf doch nicht wahr sein, schoss es ihr durch den Kopf. Ihr Blick huschte über gut fünfzig Leichen. Sie saßen noch immer in ihren bequemen Sesseln und glotzten ihr entgegen. Manche waren in sich zusammengesackt, andere hockten aufrecht. Es roch nach Urin und Kot, nach verschüttetem Kaffee und billigem Parfüm.

Was ist hier passiert?

Cara ging zu den Toten und besah sie sich genauer. Die Haut der Leichen war grau, die Augen angstvoll aufgerissen. Sie waren sich der Tatsache bewusst gewesen, dass sie sterben müssen.

Aber *was* hatte sie umgebracht?

Mal sehen, wie es im Rest des Gefängnisses aussieht. Hoffentlich habe ich meine Hinrichtung nicht überlebt, um dann von jemandem erschossen zu werden. Cara wandte sich um und ging durch den Technik-Raum der Kammer zurück in jenen Gang, in dem die Zellen und das Büro des Wachhabenden lagen.

Schon als sie den Flur betrat und in die erste Zelle schaute, wusste sie Bescheid. Auch hier waren die Menschen gestorben. Sie sah eine Delinquentin auf dem Boden liegen, ein leeres Glas neben ihrer Hand. Saft bildete eine Lache auf dem Boden neben ihr.

Ein Schauer lief über Caras Rücken. Sie konnte sich nicht erklären, was hier passiert war. Die Patrone mit dem Giftgas, die der Tote in Händen hielt, war noch intakt gewesen. Zudem sahen die Leichen nicht aus, als seien sie mit dem Todesnebel in Kontakt gekommen. Sie wirkten viel eher wie Marionetten, denen man einfach die Schnüre durchtrennt hatte.

Je näher sie dem Ausgang des Todestrakts näherte, umso grotesker wurde es. Im Büro der Schließer saßen zwei Wärter vor Monitoren. Sie hockten einfach da und starrten aus toten Augen auf die Bildschirme vor sich.

Cara ging zu ihnen, nahm die Codegeber an sich, mit denen die Türen im gesamten Gefängnis geöffnet werden konnten, und bediente sich auch an den Geldbörsen der Toten. *Bevor ich den Trakt verlasse, habe ich aber noch etwas zu erledigen.*

Sie fühlte sich nackt in ihrer durchnässen, zerrissenen Papierkleidung. Vor allem aber wollte sie aus der Windel raus und die Watte aus dem Hintern bekommen.

Darum kehrte sie noch einmal in ihre Zelle zurück. Auch wenn sie dort lediglich in einen Gefängnis-Overall schlüpfen konnte, so war das doch besser als nichts.

II

»Niemand weiß, was die Katastrophe ausgelöst hat. Sicher ist nur, dass die Kaskade nahe der ägyptischen Stadt Kairo ihren Ursprung hatte. Sie brauchte nur zwei Stunden, um den Erdball einmal zu umrunden. Dann fiel sie an ihrem Ausgangsort in sich zusammen. Berichte aus aller Welt sprechen von verheerenden Verlusten. Die Ordnung ist in großen Teilen zusammengebrochen. Es ... Es ist ein Wunder, dass wir noch auf Sendung sind. Bisher ist nicht klar, woran die Menschen überhaupt gestorben sind und warum manche überlebt haben. Der tödliche Wind durchdrang alle Materialien, ob Stein, Holz oder Glas. Selbst in Bergwerken war man vor ihm nicht sicher.

Aus allen großen Städten werden Feuer gemeldet, unmittelbar nach der Kaskade kam es weltweit

zu verheerenden Unglücken. *Es ist, als habe ...*«

Cara schaltete das Fernsehgerät im großen Speisesaal des Gefängnisses ab. Sie hatte die Anstalt von oben bis unten durchkämmt und war dabei lediglich auf sechs Überlebende gestoßen, die sie aus ihren Zellen befreite. *Sieben überlebende*, korrigierte sie sich. *Jetzt sind es nur noch sechs*.

Ein Wachmann hatte die Kaskade ebenfalls überlebt, Cara erkannte und seine Waffe ziehen wollen.

Es war bei dem Versuch geblieben und nun lag auch er tot auf dem Boden.

Die anderen Häftlinge waren inzwischen weg. Sie hatten das Gefängnis auf dem schnellsten Weg verlassen. Cara hingegen erschien eine Flucht nicht vorrangig. Sie rechnete nicht damit, dass jemand allzu rasch hierher kommen würde. Die Anstalt lag außerhalb, die nächste Stadt hatte kaum mehr als 10.000 Einwohner. Die Überlebenden dort hatten sicher andere Sorgen, als sich um die Sträflinge zu kümmern.

Sofern es welche gab.

Zumindest hatte sie sich umgezogen. Sie trug nun jene Kleidung, die sie auch während des Prozesses und dem anschließenden Transport in die Haftanstalt getragen hatte. Auch hatte sie sich mit Geld eingedeckt, mit einer zweiten Waffe, einem Messer sowie einer ordentlichen Mahlzeit aus der Küche. Nun saß sie allein im Aufenthaltsraum und überlegte sich den nächsten Schritt. Es fiel ihr noch schwer, das gesamte Ausmaß der Katastrophe zu überblicken. Auch begriff sie nicht, warum gerade sie überlebt hatte. *Manche religiösen Spinner werden jetzt hingehen und sagen, dass es der Zorn Gottes war. Aber wenn, dann hätte er mich auch treffen müssen. Oder dieser Gott hat eine andere Vorstellung von Gerechtigkeit. Wer weiß.*

Sie stand auf und trat ans Fenster. Wohin sie auch blickte konnte sie Leichen sehen. Seltsamer Weise empfand sie nichts dabei. Keine Trauer, keine Angst. Die Toten waren nicht durch ihre Hand gestorben. *Zumindest das können sie mir nicht auch noch anhängen.*

Ich muss zurück nach London und mich dort umsehen. Oder ich mache mich aus dem Staub. Amerika oder die Afrikanische Föderation. Scheiße, warum nicht gleich der Mars oder auf einen Kolonialplaneten?

Für sie war es ein seltsames Gefühl, nach den Monaten der Haft und der ständigen Todesangst in die Freiheit zu treten. *So knapp ist sicher noch kaum jemand dem Tode entronnen.*

Ein paar Jahre zuvor hatte eine voll automatisierte Exekutionsmaschine auch dann noch den Delinquenten getötet, nachdem ein Anruf des Premierminister dessen Begnadigung befahl. Seitdem musste ein Wärter die Patrone mit dem Giftgas in die Maschine schieben, sobald die geplante Hinrichtungszeit erreicht war. Das hatte ihr das Leben gerettet. *Die Maschine hat ihr Programm durchgezogen*, begriff sie. *Sie stieß die Luft aus, die normalerweise den Nebel transportiert. Wäre die Kaskade nur ein paar Sekunden später gekommen, wäre es mir doch noch an den Kragen gegangen.*

Sie ging zu dem großen Parkplatz der Haftanstalt. Auf ihm standen die Wagen der Bediensteten. Sie hatte mehreren Wärtern die persönlichen ID-Karten entnommen. Nun musste sie nur die passenden Wagen dazu finden.

Schließlich saß sie in einem schwarzen, sportlichen Hover-Car. Es hatte jener Wärterin gehört, die ihr die Warte in den Hintern schob. Cara empfand eine gewisse Genugtuung, nun gerade mit diesem Wagen fliehen zu können, während die ursprüngliche Besitzerin tot in der Zentrale lag.

Nachdem sie das Gelände des Gefängnisses verlassen hatte, sah sie kaum noch Leichen. Die Region um die Anstalt herum bestand überwiegend aus Weiden für Rinder. Doch jetzt, im Winter, stand das Vieh in den Ställen. Cara fragte sich, ob die Tiere ebenfalls von der Katastrophe betroffen waren, oder ob es nur die Menschen erwischt hatte.

Eine Antwort darauf fand sie erst, als sie am Straßenrand eine schwarze Katze entdeckte, die sich gerade genüsslich putzte. Auch Vögel und Rinder konnte sie entdecken.

Unwillkürlich gab Cara ein wenig mehr Gas, während sie gleichzeitig das Radio aktivierte. Der Wagen lag gut in der Luft, wie sie zufrieden feststellte. Er glich den Wind aus und sackte auch dann nicht ab, wenn sie etwas zu heftig bremste. Sie musste sich erst an ihn gewöhnen. Und auch daran, überhaupt wieder hinter dem Steuer zu sitzen.

Die Sprecherin der Nachrichten klang aufgeregt. Die Panik und das Unverständnis war ihr anzuhören.

Erste Schätzungen gingen davon aus, dass in London weniger als ein Zehntel der Bewohner die Kaskade überlebt hatten. Der Verkehr dort war völlig zum Erliegen gekommen, in vielen Stadtteilen brannte es. Die Feuerwehr, so sie noch einsatzbereit war, hatte große Schwierigkeiten, sich bis zu den Bränden vorzuarbeiten.

Cara schaltete wieder ab, als sie ein Dorf erreichte. Sie würde früh genug erfahren, wie es um London stand. Sie wollte sich selbst einen Eindruck verschaffen und hatte jetzt die Gelegenheit dazu.

Langsam ließ sie das Hover-Car durch die Straßen der Ortschaft gleiten. Hin und wieder entdeckte sie Leichen. Männer, Frauen und Kinder, sie alle hatte es erwischt. Einige lagen auf der Straße, andere saßen in ihren Autos. Mehrere Hover-Cars schwebten vor Hauswänden oder standen sich in der Luft gegenüber, als wollten sie aufeinander los gehen. Die Computer darin verhinderten Unfälle und Zusammenstöße, lenkten die Fahrzeuge aber so lange nicht automatisch ins Ziel, wie die Fahrer nicht den Autopiloten aktivierten. Doch dafür war der Tod zu schnell gekommen.

Vor einem Geschäft hielt Cara an und stieg aus. Hier auf dem Land hatten sich die völlig computerisierten Läden noch nicht durchgesetzt. Es gab noch einen Verkäufer, Caras Meinung nach der Inhaber des Ladens, und der lag tot hinter dem Tresen. Auch zwei Kunden hatte es hier erwischt.

»Hallo?«, rief Cara laut, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Es blieb gespenstisch still.

Sie kehrte zurück auf die Straße und rief erneut so laut sie konnte. Ihre Stimme hallte zwischen den Häusern des Dorfs wider.

Abermals erhielt sie keine Antwort.

In diesem Moment begriff sie das erste Mal, *was* diese Katastrophe ausgelöst hatte. Sie stand in einem Dorf, in dem es offenbar keine Überlebende gab. *Oder sie sind geflohen, vielleicht nach London.*

Unschlüssig trat Cara an eine der Kühlfächer und nahm sich eine Flasche Cola. Sie überlegte, ob sie Geld auf die Theke legen sollte, entschied sich aber dagegen. Jemand würde kommen und die Kasse plündern. Gab es ein Unglück, gab es auch Plünderer. Das war ein altes Gesetz seit Jahrhunderten. *Unglück zieht Geier an.*

Auf dem Weg zu ihrem Hover-Car rief sie noch einmal nach Überlebenden, doch wieder reagierte niemand.

Ob es ein Angriff war?

Sie schaltete erneut das Radio ein – nur um zu erfahren, dass noch immer nichts über die Ursache der Kaskade bekannt war. Die Regierung existierte nicht mehr, das Militär war bereit, die Kontrolle zu übernehmen. Das Problem war nur, dass auch die Generäle, so sie noch lebten, keinen Feind ausmachen konnten. Jedes Land, jede Region und jedes Staatenbündnis war von der Kaskade betroffen. Selbst terroristische Hintergründe schienen fraglich. Was blieb war die Feststellung, dass etwas ganz gehörig schief gegangen war. Geheime Forschungen, moderne Waffensysteme – den Spekulationen war Tür und Tor geöffnet. Und so, wie es Cara vermutet hatte, gab es auch von religiöser Seite Erklärungen, die von Zorn Gottes bis zu einem Angriff des Teufels auf die Menschen reichten. Vor allem die letzte Variante wurde propagiert, da auch der Vatikan samt Papst und Schweizer Garde ausgelöscht worden war. Das schien besonders den Katholiken nicht in das

Konzept einer *Strafe Gottes* zu passen.

Jemand ist für diesen Mist verantwortlich, sagte sich Cara. Irgend jemand hat hier mächtig Scheiße gebaut. Ich bezweifle nur, dass man diesen jemand auch für seine Tat zur Verantwortung ziehen kann. Mit ein bisschen Pech war der Schuldige auch gleich das erste Opfer. Leichen zu bestrafen hat noch funktioniert; auch wenn man Oliver Cromwell posthum den Kopf abschlug.

III

In London ging es so chaotisch zu, wie es sich Cara unterwegs ausgemalt hatte. Die Stadt, seit langem in Bereiche für Arme und Reiche unterteilt, schien auf den Kopf gestellt. Brände loderten hell in den Abendhimmel, der sich über den Menschen spannte, als sei nichts geschehen. Die ersten Plünderer waren unterwegs, um alles mitzunehmen, was nicht angeschraubt war. Obwohl es sinnlos erschien, hatten manche die großen Schaufenster von Läden eingeworfen, statt die ohnehin offenstehenden Türen zu benutzen. Es ging ihnen nicht um die Ware, sondern auch um Zerstörung, um Hass und Trauer. Die Schuldigen an dieser Katastrophe waren rasch ausgemacht. Es *musste* die Regierung gewesen sein, das Militär – jemand, auf den man wütend sein konnte, weil er einen ohnehin das ganze Leben lang herumgeschubst hatte. Die Gesetze, die man in Europa in den letzten Jahren erlassen hatten, waren allesamt geeignet, die Menschen zu unterdrücken, zu kontrollieren, zu überwachen. Die Angst vor einem diffusen Terrorangriff aus der Ecke der religiösen Fanatiker oder seitens der verschiedenen, teilweise radikalen Gruppierungen aus Menschen, die sich im Gegensatz zur großen Masse der unzufriedenen Mehrheit entschlossen hatten, die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit nicht länger hinzunehmen, war schon seit langer Zeit wie ein Damoklesschwert über den Köpfen der Politiker geschwebt. Dabei war ihnen entgangen, dass durch ihre Gesetzgebung die Zahl der Unzufriedenen und damit auch die potenzielle Gefahr stetig anstieg.

Nun war eingetreten, was man in Brüssel – der Zentrale der EU-Regierung – schon lange fürchtete. Und keine Kamera, keine Überwachung des World-Wide-Webs und kein Abfangen von eMails hatte es verhindern können. Fast schon war Cara geneigt, dies mit Schadenfreude zu registrieren. Doch beim Anblick der unzähligen Leichen, die überall in London lagen, aus den Fenstern hingen oder in Wagen und auf Stühlen in Restaurants saßen, war für solch eine Häme kein Platz. Es hatte jeden erwischt, vom reichen Schnösel bis zum armen Schlucker, vom Politiker über die Wissenschaft, die Banker bis hin zu den einfachen Arbeitern, die den Schnee beiseite schippen mussten.

Auch die Polizisten, dachte Cara, denn sie konnte keine Beamten entdecken. Obwohl Plünderungen im Gang waren und dichter Rauch durch die Straßen waberte, sah sie weder Blaulicht noch Polizisten. Auch die Feuerwehr war entweder gar nicht ausgerückt oder war derart dezimiert worden, dass sie sich auf wenige Feuer konzentrieren musste. *Wenn das zutrifft, ist es ein vergeblicher Kampf, denn die Flammen werden sich durch die City fressen wie ein Krebsgeschwür durch den Körper.*

Eine alte Frau wankte auf die Straße. Sie blutete aus einer Wunde am Kopf und war kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Sie starrte aus leeren Augen Cara entgegen, die ihr Hover-Car im Schritttempo über die Straße lenkte. Schwach hob sie ihre Arme und winkte, wankte dann aber weiter und wandte sich an einen Mann, der am Straßenrand stand und sich das Drama anschaute. Er zeigte keine äußere Regung, als die Alte zu ihm kam. Cara schaute den beiden nach, doch dann war sie vorbei.

Lange hielt sich Cara nicht in London auf. Sie wollte nicht riskieren, von einem überforderten Beamten erschossen zu werden. Ihr kam in den Sinn, auf einen Kolonialplaneten zu fliehen. Doch diese Idee verwarf sie wieder. Zu viele Menschen taten dies, die meisten aus Furcht vor einer

zweiten Kaskade.

Schließlich ließ sie sich unter falschem Namen in den schottischen Highlands nieder, gründete zwei Jahre nach der Katastrophe eine Familie und begann, Thriller zu schreiben.

Erst auf dem Sterbebett erfuhren ihre Angehörigen, wer sie wirklich war und welches Schicksal man ihr zugedacht hatte. Cara Winter galt somit als eine der wenigen Menschen, die von der Kaskade – so grausam sie auch gewesen war – profitiert hatten.

Ende

Prolog

I

Was für ein verdammtes Dreckswetter! Der perfekte Tag, um den Job zu Ende zu bringen. Wirklich großartig, Domino LaFey. Ganz toll gemacht. Gestern nieselte es nur. Aber nein, du musstest ja noch einen Tag warten ...

Kalter Wind fegt über die Stadt. Er peitscht den unaufhörlicher niederprasselnden Regen durch die Straßen. Schwere Tropfen klatschen auf meine völlig durchweichte Kleidung und malträtiert meine Haut wie kleine Schläge. Längst liege ich in einer großen Pfütze. Noch ein bisschen, und ich kann darin Schwimmübungen vollführen.

Zumindest würde mich das wärmen.

In Gedanken gehe ich noch einmal die Kurzgeschichte durch, die ich ein paar Stunden zuvor gelesen hatte. Obwohl ich sie bereits gekannt hatte, stammt sie doch aus meiner Feder. Cara Winter ist eine Legende in dieser Stadt, auch wenn es *fast* anders gekommen wäre. Ein paar Sekunden entschieden bei ihr über Leben und Tod. Ganz zu schweigen von ihrem Glück, von der Kaskade verschont geblieben zu sein.

Ich kenne die Biographie dieser Frau, habe die Verfilmung derselben auf Mini-DV im Schrank liegen und war mit ihrer Enkelin essen.

Vielleicht hatte sich der Verlag darum mit der Bitte an mich gewandt, die Geschichte von Cara noch einmal niederzuschreiben, zugespitzt auf die Stunden der Kaskade und ihrer geplanten Exekution.

Es machte mir Spaß, den Text zu verfassen und dabei Informationen einfließen zu lassen, die ich von Caras Enkelin erhalten hatte. *Noch mehr Spaß wird es mir machen, das Honorar des Verlages auszugeben.*

Tief unter mir, am Fuß des *New-Deal-Gebäudes*, auf dessen Dach ich gerade liege, fließt der Verkehr wie ein graues, nie enden wollendes Band. Früher fuhren die Wagen noch *auf* der Straße und verschmutzten die Umwelt mit Abgasen. Heute schweben die Hover-Cars ein paar Meter *über* der Straße, und das in drei Reihen. Das Verkehrschaos wird dadurch nicht kleiner, denn versuchen Sie mal, aus der dritten Reihe nach unten zu stoßen, wenn in der zweiten Reihe die Hover-Cars Stoßstange an Stoßstange die 28. Straße entlang kriechen.

Viel Spaß dabei!

Die Zeit dehnt sich. Seit zwei Stunden liege ich nun auf meinem Platz und starre hinüber zu dem grauen, altmodischen Haus mit dem roten Dach. Es ist bedeutend älter als das New-Deal-Gebäude. Ein Relikt aus der Post-K-Ära, die ein Jahr nach der Kaskade einsetzte und sechs oder sieben Jahre dauerte. Es war der Versuch der Menschen auf der Erde, dem Grauen etwas Positives abzugewinnen.

Ein Versuch, der kläglich scheiterte. Zwar wurden kurzfristig Arbeitsplätze geschaffen, aber schon wenige Jahre danach verloren die Menschen ihren Enthusiasmus und alles zerfiel so schnell, wie es aufgekommen war. Die Erde ist genau wie all die Kolonien da draußen im All am Ende. Nihilismus, Resignation und Armut lassen kaum Raum für Hoffnung. Selbst Sex und Drogen sind zu Nebensächlichkeiten verkommen, die keinen mehr aufrütteln. Abgestumpft durch hirnlose Sendungen, durch menschenverachtenden Boulevardjournalismus und anspruchslose Unterhaltung, allabendlich von großen Medienunternehmen in die Wohnzimmer der Menschen gebracht, vegetieren die Menschen so dahin. Die Zeit der großen Aufreger ist vorbei. Dazu gibt es einfach zu

viele. Man kann die Politiker verdammen, die Willkür des Staates oder den Nachbarn, der den Schmutz von draußen in das große Mietshaus bringt. Das alles ist besser, als sich über das eigene Elend Gedanken zu machen. Spätestens um fünf beginnen die Spielshows auf Kanal 6 und Kanal Blau bringt die Promi-Sendungen ab acht. *Promis in der Wüste* zeigt Stars irgendwelcher Filme oder aus der Musikbranche beim Sandwurm-Essen, *Klatsch Um Neun* lässt die Zuschauer angeblich am Leben der High Society teilhaben. Eine High Society, die auf Heaven-Alpha lebt und sich einen Dreck um die Menschen auf der Erde oder in den Kolonien schert. Die einzigen glücklichen Bastarde, deren Leben als Wichsvorlage für nächtliche Wunschträume dient.

Würde man Heaven-Alpha sprengen, wäre es kein Verlust für die Menschheit.

Ich schaue in die kleine Massagepraxis im Haus gegenüber. Sie liegt direkt unter dem rot-schwarzen Dach, so dass ich die weiße Liege sehen kann. *Madame Ming – Massage/ Ganzkörper-Service/ Relaxing*. So steht es auf dem goldenen Schild an der Tür. Andere Worte für Sex und Prostitution, denn medizinisch lässt sich sicherlich niemand von den zarten Händen der kleinen Asiatinnen massieren.

Seit ich auf dem Dach liege, bediente eine mandeläugige Schönheit drei Kunden. Einmal latschte sie auf dem Rücken eines Mannes auf und ab, ehe sie sich um sein bestes Stück kümmerte.

Als ich meinem damaligen Freund auf dem Rücken rumlief, geschah es aus einem anderen Grund, denn ich hatte den Idioten mit einer anderen im Bett erwischt. Mir lag nichts daran, ihm Entspannung angedeihen zu lassen. Im Gegenteil, ich wollte ihn *verspannt*. Am liebsten zu einem Bügel gebogen und im Schrank an einen Haken gehängt. *Gut, dass ich mich seit ein paar Jahren im Griff habe*.

Der Wind frischt auf. Die Sonne, ohnehin den ganzen Tag hinter Wolken verborgen, ist fast untergegangen. Richtig dunkel wird es dennoch nicht, denn die Reklameschilder der Clubs, Shops und Etablissements ersetzen 24 Stunden am Tag die Sonne. Man braucht sie eigentlich gar nicht mehr. So wenig wie man die Sterne braucht. Die Neonreklame ist besser. Genau so hell und aussagekräftig. Gegen *Sex – Sex – Sex* oder *Alle Formen der Perversion auf engstem Raum* kann die gute, alte Sonne abstinken. Die schickt nur ihre Strahlen durch das Ozonloch und verursacht Hautkrebs. Folgt man den Schildern bekommt man höchstens Tripper, Syphilis, AIDS oder LDV.

Eine Freundin von mir kreperte an LDV. Ich war zum Glück nicht dabei, denn es muss viehisch gewesen sein. *LDV – Die Seuche unserer Zeit. Eine Strafe Gottes?* Religiöses Gelaber, das mir seltsamerweise immer einfällt, wenn es um den *Live-Destructive Virus* geht. Dabei bin ich Atheistin – ich schwöre es bei Gott.

Die Pritsche in der Praxis gegenüber ist leer. Ich kann von meinem Platz aus nur einen Teil des Raums sehen. Für meine Zwecke reicht das, zumal *mich* sicherlich *niemand* sehen kann. Verläuft die Operation nach Plan, wird niemand wissen, von welcher Position aus ich meinen Auftrag ausgeführt habe.

Eine Böe fegt über das Dach und weht meine zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenen Haare auf. Ich muss meine Augen schließen, bis der Wind wieder etwas abflaut.

Als ich sie öffne und wieder hinüber zu Madame Ming schaue, ist die Pritsche nicht mehr leer. Ein fetter Typ liegt auf ihr, mit dem Gesicht nach unten und dem Hintern in die Höhe. Seine Halbglanze glänzt schweißnass. Seine kleinen Schweinsäugelein sind geschlossen. Mit den Händen klammert er sich an die Pritsche, während neben ihm eine junge Asiatin damit beschäftigt ist, seinen massigen Leib einzuölen. Sie trägt einen offen schwingenden Kimono, so dass ihre nahezu knabenhafte Figur zu sehen ist.

Zur Sicherheit nehme ich mein Daten-Headset aus der Tasche und setze es auf. Das kleine bernsteinfarbene Display braucht ein paar Sekunden, ehe es die Daten des PDA in höchster Auflösung und Farbenpracht darstellt. Ein wenig sehe ich mit dieser Brille aus wie ein Cyborg, wie er in alten Filmen vorkommt. Shit, das Ding verfügt sogar über einen Scanner zur Retina-Abtastung

und zur Analyse von Lebewesen und Gegenständen. Was früher in den Kinos als futuristisch galt, gehört heute längst zum Alltag. Doch war wohl zu allen Zeiten so, und wird sich wohl auch nicht so schnell ändern. Jeder Supermarkt verfügt über Retina-Scanner, denn die Dinger haben schon vor Jahren die Kreditkartenleser sowie Fingerabdruck-Abtaster abgelöst.

Das Bild meiner Zielperson erscheint auf dem kleinen Screen. *Bingo*, der Fette auf der Liege ist es. Inzwischen hat die fast kindlich wirkende Asiatin begonnen, seine Schultern zu kneten. Dabei sitzt sie völlig nackt auf seinem Hintern und rutscht ein wenig auf ihm rum. Ein zufriedenes Grinsen umspielt sein Gesicht, seine Hände öffnen und schließen sich rhythmisch um die Stangen der Liege. Seine Füße kann ich nicht sehen, dafür ist der Winkel zu steil. Seine Lippen bewegen sich, ohne dass er etwas sagt. Vielleicht summt er eine Melodie mit, die wahrscheinlich aus den Lautsprechern des Etablissements dudelt. *Mit Musik geht alles besser*, denke ich und nehme meine Powershot-ProSniper, kurz PPS, zur Hand. Das Gewehr ist handlich, verfügt über ein Magazin mit insgesamt 25 Schuss hochenergetischer Munition und kann über einen Chip mit meinem PDA gekoppelt werden. Das Daten-Headset ersetzt in diesem Fall ein Zielfernrohr und auch einen verräterischen Laserpointer, wie man ihn einst benutzte.

Mitleid oder Bedauern spüre ich nicht, während die Welt um mich herum zu schrumpfen scheint. Ein Effekt, der stets in solchen Situationen eintritt. Alles verdichtet sich auf einen einzigen Punkt – den Kopf oder die Brust meiner Zielperson. Der große Rest um mich herum versinkt in Schwärze.

Albert Perlee – du wurdest von der Zentralregierung Terras aufgrund deiner Verbrechen zum Tode verurteilt. Das Urteil wird nun vollstreckt. Hast du noch etwas zu sagen? Nein? Also schön – dann mal los.

Durch den bernsteinfarbenen Monitor des Headsets sehe ich Perlees Kopf, umgeben von einem grünen Kreis. Wäre er rot, würde die Kugel nicht so treffen, wie sie soll. *Mitleid? Nicht mir dir, du elender Kinderficker.*

Dabei war es nicht die einmal die Tatsache, dass er kleine Mädchen gefickt hatte, die ihm nun die Kugel einbringt. Das wäre zwar für ein paar Jahre Zwangsarbeit in den Minen gut gewesen, oder auch für eine öffentliche Auspeitschung. Aber nicht für die Kugel. Die hat er sich damit verdient, als Berater für die Regierung strategische Pläne an Rebellen auf Nexius 7 verkauft zu haben. Hochverrat wurde zu allen Zeiten mit dem Tode bestraft, und das ist auch gut so.

Die Hure massiert nun seinen Hintern, was Perlee besondere Freude zu bereiten scheint. Er dreht sich etwas, da ihn die Berührungen erregen und er sich sein edelstes Stück nicht quetschen will.

Langsam, ohne Hast ziehe ich den Trigger. Es ist nicht viel Kraft nötig, um den Druckpunkt des Abzugs zu überwinden. Ein leises Klick, ein Plopp, da ein aufgepflanzter Schalldämpfer den dabei entstehenden Knall nahezu absorbiert. Auf der anderen Seite erleidet die kleine Asiatin ein Trauma. Der Kopf ihres Kunden ist kaum noch vorhanden. Das Hirn, der Schädel und Teile des Gesichts haben sich ungleichmäßig auf dem Boden neben der Pritsche, an den Wänden und an der Decke verteilt. Ein bisschen grau-rote Masse läuft auch über den Körper der Hure. Der Tod kam im Bruchteil einer Sekunde. Dass Perlee bemerkt hat, was ihm widerfahren ist, halte ich für extrem unwahrscheinlich. Die Kugel hat das Glas des Fensters durchschlagen und ist zwischen Stirn und Scheitel in den Kopf eingedrungen. Dort ist sie 0,1 Sekunde nach dem Eindringen in den Schädel detoniert und hat dabei eine so hohe Energie freigesetzt, dass das Gehirn keine Gelegenheit mehr dazu hatte, so etwas wie Schmerz zu empfinden. Eine humane Form der Exekution, aber nicht eben sauber.

Einen Moment schaue ich noch in die Massagepraxis. Die Asiatin ist inzwischen aus meinem Blickfeld verschwunden. Vielleicht läuft sie gerade schreiend durch das Haus. Oder sie kauert in einer Ecke und wimmert. *Oh, wen kümmert es? Mich nicht!*

Mit drei einfachen Handgriffen zerlege ich meine PPS und verstau die Einzelteile in einem schwarzen Rucksack. Anschließend ziehe ich das Headset ab, stehe auf und wische den Dreck von meiner Kleidung, so gut es eben geht.

Ein kurzer Kontrollblick folgt. Die verschossene Patronehülse steckt in einem Auffangbehälter neben dem Magazin der Waffe. Gerade solche Details machen die PPS zu einer idealen Waffe für mich.

Der Regen wird die Stelle, an der ich gelegen habe, von etwaigen Abdrücken oder DNS reinigen. Keine Spuren, nichts, das mich verraten könnte. Niemand wird wissen, dass ich hier war und dass der Tote auf der anderen Seite auf mein Konto geht. Die Menschen glauben, in einem Rechtsstaat zu leben. In einem Staat, in dem man Menschen nicht ohne Gerichtsverhandlung tötet, in dem Geheimdienste streng kontrolliert werden und in dem auch Täter Rechte haben. *Hübsche Vorstellungen, aber leider fernab von der Realität.*

Staaten nutzen ihre Macht schon immer, um Ziele zu erreichen. Selbst Staatsterrorismus ist keine Erfindung unserer modernen Zeit. Schon im 20. Jahrhundert gaben Politiker in Europa und den damaligen USA die Existenz von Organisationen wie *Gladio*¹ bekannt. Und war es nicht der ehemalige Führer eines Landes der sagte, der Staatsterrorismus würde selbst die damals aktiven Terror-Organisationen übertreffen²? Seien wir ehrlich – Spinner wie Perlee verdienen den Tod. Es ist müßig, sie zu verhaften, abzuurteilen und hängen zu lassen. Die Kosten dafür übersteigen jedes vernünftiges Maß. Perlee war schuldig, und dies jenseits jeglicher Zweifel. Nun wird er niemals wieder Geheimnisse verkaufen. *Fall erledigt.*

¹Gladio (ital. vom Lateinischen gladius für Schwert) oder auch *Stay-Behind-Organisation* war der Name einer Geheimorganisation von NATO, CIA und des britischen MI6 während des Kalten Kriegs. Sie existierte von etwa 1950 bis mindestens 1990 und erstreckte sich über das damalige Westeuropa, Griechenland und die Türkei. Im Zuge der Aufdeckung von Gladio wurde 1990 bekannt, dass Teile der Organisation unter Mitwirkung von staatlichen Organen systematisch und zielgerichtet an gravierenden Terrorakten in mehreren europäischen Ländern beteiligt waren.

²Ich habe den Verdacht, dass sich alle Arten von Terrorismus, egal, ob die deutsche RAF, die italienischen Brigade Rosse, die Franzosen, Iren, Spanier oder Araber, in ihrer Menschenverachtung wenig nehmen. Sie werden übertroffen von bestimmten Formen von Staatsterrorismus. – *Altbundeskanzler Helmut Schmidt in einem Interview mit »Die Zeit«*